Telefon: (089) 53 06-424
bayern@merkur-online.de
Telefax: (089) 53 06-86 54

UNSERE HEIMATKOLUMNE

Unter meinem weiß-blauen Himmel

Carolin Reiber schreibt heute über ihre Reise nach Indien und ein Hilfsprojekt, das sie unterstützt.

Es sind Reisen der besonderen Art, erfüllt mit großer Freude und auch Betroffenheit. Ich möchte diese „Ausflüge in eine andere Welt“, vor allem die berührenden Begegnungen, nicht mehr missen. Mehr als zehn Jahre sind vergangen, seit mein erster Kontakt zur Hilfsorganisation Misereor entstand: Ich moderierte eine ZDF-Spenden-Gala. Wenn ich mit einem TV-Team unterwegs bin, nutze ich regelmäßig die Gelegenheit, mir geförderte Projekte anzuschauen, in Peru, Kambodscha, Äthiopien – dieses Mal ging es nach Indien.

Die Fakten sind schwer zu ertragen. Alleine in der Hauptstadt Delhi leben 500 000 Kinder auf der Straße, in Jaipur, Rajasthan und Firozabad sieht es nicht anders aus. Ein täglicher Kampf ums Überleben. Eine Kindheit, die keine ist. „Diese Mädchen und Jungen sind wie Schmetterlinge, die rastlos umherflattern, schwer einzufangen sind und doch etwas Wundervolles haben“, so eine der Leiterinnen des Projekts „Butterflies“.

Der einzige Schlüssel zum Tor in ein besseres Leben: Lesen und Schreiben lernen. 62 Prozent der Mädchen sind Analphabetinnen. Ein schwerer Job für Misereor-Beauftragte, die Eltern zu überzeugen, dass ihre Kinder, eben auch die Töchter, zur Schule gehen müssen. Vergeudete Zeit für Mädchen, heißt es oft, die bei ihrer Heirat ohnehin das Haus verlassen. Kaum wo auf der Welt sind Mädchen so „wertlos“ wie in Indien. Zwangsheirat und Misshandlungen – es sind grauenhafte Geschichten, die man zu hören bekommt.

Söhne werden besser ernährt, medizinisch als Erste versorgt. Mehr als zehn Stunden schuften am Tag für ein paar Cent müssen aber alle – obwohl Kinderarbeit offiziell verboten ist. Firozabad in der Nähe von Agra ist berühmt für die Herstellung von Glasarmbändern, in den Slums löten auch die Kleinsten mit Bunsenbrennern Drähte zusammen und leiden unter den Folgen wie Asthma und Augenentzündungen.

Das Straßenkinderprojekt „Butterflies“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, ein bisschen Sicherheit und Geborgenheit mit Schlafplätzen zu geben und mit Unterricht die Chance für eine Zukunft. „Wenn die Kinder nicht zur Schule kommen, so bringen wir die Schule einfach zu ihnen“, lautet das Motto des mobilen Bildungsprogramms in den Misereor-Räumen. Natürlich alles nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Da täuscht auch ein Hauch von „Bollywood“ in Agra mit Tanz und Gesang für mich, die Fremde aus einer anderen Welt, nicht darüber hinweg.

Ich blicke in hübsche Kindergesichter, freue mich über die herzliche Begrüßung. Ein bisschen kann ich mich revanchieren. Wie groß ist die Begeisterung über meine Geschenke! „Mensch ärgere dich nicht“ – 1907 von Josef Friedrich Schmidt in einer Giesinger Werkstatt erfunden – lässt in Indien Kinderaugen leuchten.

Natürlich verlässt man Agra nicht, ohne das Taj Mahal gesehen zu haben. 1631 ließ Großmogul Sha Jahan die Grabmoschee zum Gedenken an seine große Liebe Mumtaz errichten. Auch ich kann mich der Faszination des Weltkulturerbes nicht entziehen – in der aufgehenden Sonne, um sechs Uhr früh, ein grandioses Erlebnis!

Meine Ergriffenheit machte dann aber Ärger Platz, als ich die vielen Plastikflaschen sah, von respektlosen Touristen achtlos entsorgt. Tagore, der indische Dichter, beschrieb in einem seiner Gedichte das Taj Mahal als „eine Träne auf der Wange der Zeit“.

Misereor und andere Hilfsorganisationen können keine Berge versetzen. Aber auf jeden Fall nützt es, wenn die Welt immer wieder auf die Missstände in Indien aufmerksam gemacht wird. Denn „eine Träne auf der Wange der Zeit“ wäre auch eine Überschrift für das Elend der Straßenkinder von Indien…

In diesem Sinn –
herzlich
Ihre Carolin

DAS GSTANZL DER WOCHE

Mia Weiba san a ned grad ohne,
wenn's ihr uns ned hätt's.
war ei'a Lem' ohne Sonne
und es Mann'a hätt's d'Krätz!

Eingeschickt von Annemarie Wagemann aus Stephanskirchen im Kreis Rosenheim.

Haben Sie ein Lieblingsgstanzl?
Dann schicken Sie es uns zu. Per E-Mail an stefan.sessler@merkur-online.de. Oder per Post.

UNSERE DENKMÄLER

Das Kriegerdenkmal

Die meisten Kriegerdenkmäler ähneln sich in ihrer Schlichtheit: ein wuchtiger Stein mit eingravierten Namen. Aus der Reihe fällt das Kriegerdenkmal in Taufkirchen im Kreis München. Mitten im Ort thront eine lebensgroße Kriegerfigur in feldmäßiger Ausrüstung und heroischer Haltung auf einem doppelten Sockel. Das Bayerische Denkmalamt hat dieses Kunstwerk für erhaltenswert erklärt.

„Unser Kriegerdenkmal ist wirklich untypisch“, sagt Peter Seebauer, Heimatpfleger aus Taufkirchen. In seiner heutigen Form erscheine es seit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, doch es sei viel älter. „Die Figur ist immer die gleiche geblieben, der Sockel war anfangs aus Natursteinen globig aufgemauert.“ Vergoldete, eingravierte Buchstaben erinnerten an die Soldaten, die im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 gefallen waren.

Wie der Autor August Koch seinerzeit verzeichnete, erweckte die Errichtung dieses Konstrukts im Juli 1910, 40 Jahre nach Kriegsbeginn, großes Aufsehen. „Die Krieger empfanden es immer mehr als ein dringendes Bedürfnis, auch in ihren Mauern ein Ehrenmonument zu besitzen“, beschreibt Koch die Stimmung vor der Enthüllung. Schließlich hätten „brave Männer ihr Blut und Leben fürs Vaterland eingesetzt“. So feierten rund 30 Vereine mit Feldmesse, Musikkapelle und Königshymne die Weihe des Denkmals. Erschaffen hat es der Münchner Metall-Bildhauer Hygin Kiene. Als Vorbild für die Figur nahm er einen bayerischen Jäger.

Beinahe wäre die Bronze-Statue den Nationalsozialisten zum Opfer gefallen. „Sie sollte zugunsten der Kriegsproduktion eingeschmolzen werden“, sagt Seebauer. „Aber Bürgermeister und Veteranen verteidigten sie eisern.“

CORINNA ERHARD

Eine Gedenkveranstaltung am Kriegerdenkmal. FOTO: BROUCZEK

PFLANZE DER WOCHE

Stiefmütterchen CMA/DPA/GMS

STIEFMÜTTERCHEN

Sie gehören zu den ersten Frühlingsboten. Sie werden zweijährig gezogen, können also im Herbst oder Frühling gepflanzt werden. Die heutigen Gartenstiefmütterchen entstanden durch Kreuzungen von Wildpflanzen. Beim Kauf sollte man darauf achten, dass die Pflanze gut eingewurzelt und kompakt gewachsen ist.

Stiefmütterchen mögen einen sonnigen bis halbschattigen Platz in feuchter, durchlässiger Erde. Da sie bis in den Frühsommer blühen, müssen die Pflanzen gut mit Nährstoffen versorgt werden. Verwelkte Blüten sollten umgehend entfernt werden. Andernfalls investiert die Pflanze ihre Kraft in die Samenbildung. Die Folge sind immer weniger und immer kleinere Blüten. Werden lang aufgeschossene Triebe rechtzeitig zurückgeschnitten, aktiviert das die Pflanze zu neuem Wachstum. Auch wenn Stiefmütterchen eigentlich winterhart sind: Für im Treibhaus gezogene Pflanzen gilt das nur bedingt. Zumindest in der ersten Zeit müssen sie bei Nachtfrost abgedeckt werden.

MONIKA REUTER

Fünfmal Alois und eine große Liebe zum Bier

Sie heißen Alois I, Alois II, Alois III und Alois IV. Bei der Brauerei Unertl aus Haag kümmern sich seit Generationen Männer mit dem gleichen Namen um ein unverfälschtes Weißbier. Eine Geschichte über die ewige Liebe der Aloise zu ihrem Bier, bei der auch der Rausch nicht zu kurz kommt.

VON STEFAN SESSLER

Ein Laster voller Weißbier: Schon früher hatten die Unertls, rechts im Bild Alois II, einen treuen Kundenstamm. Bis 1950 haben sie allerdings nur mit dem Handkarren ausgeliefert. FOTOS (8): STEFAN ROSSMANN

Der Ausflug ins Weißbierwunderland beginnt, so muss das sein, mit einem Weißbier. Es ist bernsteinfarben, frisch eingeschenkt und hausgemacht. Der schnauzbärtige Brauerei-Chef Alois Unertl, 59, trinkt es daheim am Esstisch, während er sich ein bisserl in Rage schimpft. „Unertl“, sagt er, „ist Unertl. Aus. Amen. Wer's ned mag, der muss was anders saufen.“ So spricht einer, der eine über hundertjährige Weißbiertradition im Rücken hat. Einer, der eh kein Blatt vor den Mund nimmt. Hier in Haag, einer gemütlichen Marktgemeinde mit 6200 Einwohnern im Kreis Mühldorf, leben sie Weißbier, lieben sie Weißbier, können sie nicht ohne Weißbier. Das obergärige Gebräu ist im wahrsten Sinne des Wortes das Lebenselixier der Familie Unertl.

Alois Unertl trinkt noch einen Schluck. Dann erzählt er, wie alles angefangen hat, nämlich mit einem Wurstkessel. Sein Vater, ein auf zacker, couragierter Braumeister, kam nach dem Krieg und nach englischer Kriegsgefangenschaft 1948 heim nach Bayern, fand hier in Haag eine leerstehende Brauerei, übernahm sie und wollte sofort anfangen zu brauen. Ging aber nicht. Die Nazis hatten in den Jahren zuvor die komplette Brauanlage konfisziert, die Kupfer- und die Messingteile. Kriegswichtiges Material, so hieß das damals. Aber ein Metzger hatte Mitleid mit dem ambitionierten Brauer, vielleicht aber auch einfach nur großen Durst. Jedenfalls schenkte er ihm kurzerhand einen ausrangierten, undichten Wurstkessel aus Kupfer. Hier drin entstand sie, die Charge Nummer eins, 300 Liter Weißbier. Das war die Geburt des Haager Weißbräu in einem Wurstkessel. Irgendwie eine herrliche Vorstellung.

Inzwischen arbeiten die Unertls schon längst nicht mehr mit Wurstkesseln, der Ausstoß der seit jeher familiengeführten Brauerei liegt bei 27 000 Hektolitern Weißbier im Jahr, was anderes machen sie hier sowieso nicht. Da sind die Unertls traditionsbewusst, man kann auch sagen: stur. Kein Schnickschnack, kein Helles, erst recht keine pappsüßen Biermischgetränke – nur Weißbier, aber mit besonders hohem Weizenmalzanteil. Die Welt schlägt Purzelbäume und die Unertls brauen Weißbier, Jahrzehnt für Jahrzehnt. Gleiche Rezeptur, gleicher Geschmack. Das ist wahre Entschleunigung.

Schon der Großvater von Alois Unertl war Brauer, bis zum Ausbruch des 1. Weltkriegs arbeitet er bei Paulaner in München, später eröffnet er eine eigene Brauerei in Mühldorf. Auch er braut damals schon Weißbier. Und auch er heißt Alois Unertl oder um genauer zu sein: Alois Unertl I. Denn irgendwann wurde es bei den Unertls unübersichtlich vor lauter Aloisen. Es gibt auch noch Alois II, das ist der mit dem Wurstkessel. Danach kam Alois III, der gerade am Tisch sitzt und sein Weißbier trinkt. Neben ihm sitzt sein 37-jähriger Sohn und Juniorchef der Brauerei Alois IV, der wiederum einen vierjährigen Sohn hat, der auf den schönen Namen Alois V hört. So läuft das in einer Weißbierdynastie, nicht nur die Leidenschaft für Hefe, Hopfen und Malz wird vererbt, sondern auch der Name. Die Liebe der Aloise zum Bier ist seit einem guten Jahrhundert ungebrochen.

Sogar der Kleinste kennt sich schon aus, dass einem die Ohren wackeln. Erst kürzlich ist Alois V mit seinem Vater wieder in Oberbayern umhergefahren, Kundenbesuche. Immer wieder hat Alois V rausgedeutet – auf Wirtshäuser. Er ist zwar erst vier, aber er weiß haargenau, wo in der Umgebung Unertl ausgeschenkt wird. Beeindruckend. Dann haben sie irgendwann angehalten, an einem Wirtshaus. Alois V hat sich kurz umgeschaut, aber dann hat sich seine Miene verdüstert. „Die ham an super Spielplatz“, hat er gesagt, „aber leider koa Unertl.“ Das passiert, wenn man in einer Brauerei groß wird. Man weiß mit vier Jahren schon alles, was man über Bier wissen muss, nämlich dass das eigene das beste auf der Welt ist.

Aber natürlich ist die Sache mit dem Bier Geschmackssache. Jeder hat seine Lieblingsmarken, auf die er schwört. Und zusätzlich hat fast jeder ernsthafte Biertrinker Sorten, die er meidet wie der Teufel das Weihwasser. Es gibt wohl nirgends so viele tausendprozentige Experten wie beim Bier. Brauerei-Chef Alois III hat schon unzählige erbitterte Diskussionen mit Unertl-Trinkern geführt. Das flachsengegärte, naturtrübe Weißbier gibt es mit Bügelverschluss und mit Kronkorken. Es gibt einige Kunden, die glauben felsenfest, dass es sich um zwei verschiedene Weißbiersorten handelt. Wollen sie rausgeschmeckt haben. Stimmt natürlich nicht. Inzwischen lässt sich Alois III auf keine Diskussionen mehr ein, sondern sagt: „Sie sind ja ein echter Feinschmecker – da ist ja noch gar keiner davor draufgekommen. Respekt.“ An dieser Antwort haben die Kunden die allergrößte Freude. Weil Biertrinken in Bayern, im Unterschied zu allen anderen Erdteilen, halt nicht nur Sache der Kehle, sondern auch des Herzens ist.

Als es in München in den 1970er-Jahren die ersten Bio-Läden gab, ging das Unertl-Weißbier dort weg wie Bolle. Das lag jetzt nicht direkt am Geschmack, vielleicht auch, aber vor allem am Bügelverschluss. Darauf ist die alternative Szene abgefahren. Das galt in manchen Kreisen als schick.

In anderen Kreisen galten die Ploppflaschen aus ganz anderen Gründen als angesagt. Die Unertls haben in den 1970er-Jahren mal kurz überlegt, die Bügelflaschen abzuschaffen, aber das ganz schnell sein lassen. Dazu beigetragen hat auch der sachdienliche Hinweis eines Stapler-Fahrers in einem Holzwerk, den Alois III irgendwann zufällig getroffen hat. „Hey Unertl, ich will nur Bügelflaschen“, hat er dem Brauer zugerufen, „weil die kann ich schneller saufen.“ Okay, auch ein Argument. Jedenfalls gibt's die „Maurer-Flasche“ bei den Unertls bis heute.

Vieles ist in all den Jahren gleich geblieben, aber es hat sich doch auch genug verändert. „Mit innerer und äußerer Unruhe“, sagt Alois III, hat sich die Familie vor Jahren entschieden, leichtes Weißbier ins Programm zu nehmen. „Das ist wie wenn ein Koch eine Wurst heiß macht“, sagt der Brauer. Sprich: schon irgendwie kochen, aber doch nicht richtig. Aber mit aller Gewalt gegen den Zeitgeist stemmen wollen sich die Unertls natürlich nicht. Inzwischen hat sich die Familie bestens damit arrangiert. Aktuell macht die Brauerei 40 Prozent des Umsatzes mit leichtem Weißbier.

Die Menschen trinken weniger Bier, aber dennoch sind es gute Zeiten für die Unertls. Das Weißbier-Geschäft brummt. Aber es gab auch andere Zeiten. Vor vielen Jahren hat eine zweite Brauerei aus Haag plötzlich angefangen, ebenfalls Weißbier zu brauen. Auf einen Schlag waren 50 Prozent des Umsatzes weg. Die Konkurrenz in der Nachbarschaft hat das Leben der Unertls gehörig durcheinandergewirbelt. Alois III sollte plötzlich Zahnarzt werden, so wollten es seine Eltern. Weil ein Leben als Braumeister im eigenen Betrieb zu unsicher erschien. Aber es kam dann doch ganz anders: Die andere Brauerei musste irgendwann dicht machen – Unertl überlebte. Die Tradition überlebte.

Alois III und Alois IV sind oft sechs Abende die Woche im Wirtshaus. Als Brauereichefs muss man sich bei seinen Wirten sehen lassen. Das macht Eindruck, das schafft Vertrauen. Deswegen machen sie es. Aber auch noch aus einem anderen Grund. „Jeder dort hat ein offenes Herz und eine lockere Zunge“, sagt Alois IV. Hier, das weiß jeder, erfährt man Dinge, die man sonst nirgends auf dieser Welt erfährt. Diesem magischen, süffigen Getränk namens Bier sei Dank.

Die Weißbiermacher von Haag: Alois IV (l.) und Alois Unertl III.

Bügelverschlüsse: Manche lieben sie. Auch weil man schneller trinken kann.

Die Brauerei: Ausstoß 27 000 Hektoliter pro Jahr. FOTOS (2): UNERTL

Offene Gärung macht Arbeit: Alois IV bei der Kühltrubentfernung im Gärkeller. Kühltrub besteht aus Gerbstoffen und Bitterstoffen, die im Bier einen kratzigen Geschmack hinterlassen. Nach dem Kühltrub steigt schneeweiße Hefe in den Gärgefässen auf, die dann frisch geerntet werden kann.

Am Sudkessel: Juniorchef Alois IV ist auch Braumeister. Als Bub wusste er schon, dass er mal in die Brauerei einsteigen wird. Ehrensache bei den Unertls. Selbst sein vierjähriger Sohn Alois V kennt sich schon ein bisserl mit Weißbier aus. Womöglich die nächste Generation.

Das Büro mitten in der Wohnstube: Betty Unertl am Telefon und ihr Ehemann Alois III am Computer. So läuft das in der Brauerei. Alle halten zusammen – anders lässt sich so ein Familienbetrieb wahrscheinlich nicht stemmen.

Stehen auf Weißbier und bayerische Traditionen: die Unertls. Im Bild (v.l.) Betty, Alois III, Alois V, Julia, Alois IV, Franziska Luisa und Ilona. Seit 1948 braut die Familie schon in Haag, Kreis Mühldorf.

Alois I: Der Mühldorfer Braumeister war auch bei Paulaner.

Alois II: Er gründete im Jahr 1948 die Brauerei in Haag.

Telefon (089) 53 06-424
bayern@merkur-online.de
Telefax: (089) 53 06-86 54

Münchner Merkur Nr. 79 | Freitag, 4. April 2014

UNSER BAIRISCHES WORT

Der „Grant“

Fescher Hut, Gamsbart – fertig ist der Prachtbayer. Allerdings sagt man ihm nach, dass er manchmal grantig sein soll. Stimmt's? Nun ja, kommt auf den Bayer drauf an. DPA

Der „Grant“ ist ja in Mode. Die Fähigkeit zu Missmut und nörgelndem Eigensinn wird als Standardeigenschaft eines jeden Bayern verkauft. Dass nur Bayern „grantig“ sein sollen, wird aber allein schon durch die zahllosen grantigen Berliner, Hamburger, Friesen und Westfalen widerlegt, deren Opfer wir alle schon geworden sind.

Erstaunlich ist aber schon, wie viele Nuancen die bairische Mundart hervorgebracht hat, sämtliche Variationen des „Grantes“ gebührend zu beschreiben und zu würdigen. Was kann so ein grantiger Mensch nicht alles sein: gmuffad, harb, letz, batzig, bollisch, faad, fuchsig, fuchtig, gnaatschig, gravotisch, gräzig, handig, giftig, trutzi und zündi!

Den ganzen Tag verbringt er mit „gnackn, buiffern, masseln, deuffern, soimern, benzn, mammsen, meckern und o'giftn“. Handelt es sich um einen männlichen Grantler, kann man ihn auch „Biffe, Deufferer, Groniggl oder Muhaggl“ nennen, seine weibliche Kollegin hört auf Koseworte wie „Bisgurrn, Gnack, Ziefern und Zwidawurzn“. Hoffentlich haben Sie nicht eine solche oder einen solchen zu Hause!

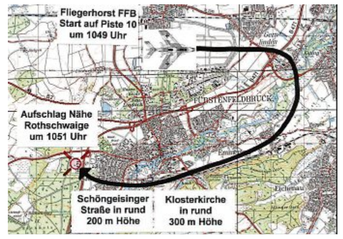
Norbert Göttler
Bezirksheimatpfleger Oberbayern

BAYERN & SEINE GESCHICHTEN

Trümmerfeld: Experten untersuchen die Absturzstelle. FOTOS: ARCHIV MEYER

Ein mutiger Pilot

Warum Fürstenfeldbruck den US-Amerikaner Richard Higgins ehrt



Kurzer Flug in den Tod: die Route der Maschine.

Der 5. April 1957, ein Freitag, war ein schöner sonniger Frühlingstag. Fliegerwetter. Deshalb war der US-Pilot Richard Higgins, 34, Vater dreier Kinder, auch erfreut, dass er spontan für einen verhinderten Piloten einspringen sollte. Ein Werkstattflug mit dem einsitzigen Kampfflugzeug vom Typ Republic F-84 F Thunderstreak vom Fliegerhorst Fürstenfeldbruck aus, das war der Auftrag. An der F-84 waren in den Tagen zuvor Reparaturen durchgeführt worden. Nur drei US-Piloten durften sie in Fursty, wie die Amerikaner den Fürstenfeldbrucker Fliegerhorst nannten, durchführen. Einer davon war Richard Higgins. Es wurde sein letzter Flug. Er dauerte nur zwei Minuten und 18 Sekunden.

Higgins startete um 10.49 Uhr Ortszeit. Er war ein erfahrener Pilot mit 2476 Flugstunden, davon 670 auf F-84-Typen. Higgins stammte aus Framingham in Massachusetts im Osten der USA, seit Anfang 1944 hatte er den militärischen Flugzeugführerschein. Er wohnte in Fürstenfeldbruck, im so genannten Sternbau, einer Wohnsiedlung unweit des Fliegerhorstes für Militärangehörige.

Higgins startete vom Fliegerhorst in Richtung Osten. Kaum hatte er abgehoben, begannen die Probleme. „Augenzeugen berichteten von einer Rauchfahne hinter dem Flugzeug und ungewöhnlichen Geräuschen“, schreibt der Fürstenfeldbrucker Hobbyforscher Ulrich Meyer, der in der Gruppe „JaboG 49“ (Jagdbomber-Geschwader) aktiv ist und die Geschichte von Richard Higgins recherchiert hat.

Für einen Startabbruch war es zu spät. In leichtem Steigflug wendete der Pilot sein Flugzeug nach Süden – sein Ziel war es, so schnell es geht wieder die Landebahn zu erreichen. Auf rund 300 Metern Höhe überflog er die Klosterkirche von Fürstenfeldbruck. Dann verschlimmerten sich die Probleme: Die F-84 ging in Sinkflug über. Augenzeugen berichteten von Kraftstoffdunst, der langsam über die Stadt zog – und von Rauch und Flammen aus dem Abgasrohr des Flugzeugs. Als Higgins den westlichen Ortsrand Fürstenfeldbrucks erreicht hatte, bekam er vom Kontrollturm des Flugplatzes die Order auszusteigen. Doch dann wäre das Flugzeug wahrscheinlich in den Ort gestürzt. Higgins also verzögerte den Ausstieg so lange, bis er die letzten Häuser hinter sich verschwinden sah. Dann endlich drückte er den Knopf des Schleudersitzes.

Das Flugzeug bohrte sich kurz darauf in eine Wiese nahe des Rothschwaiger Walds. Es blieb nur ein Trümmerfeld. Ursache des Absturzes war ein Materialfehler. Pilot Higgins jedoch war tot. Wie sich herausstellte, war er in gerade einmal 80 Metern Flughöhe aus der trudelnden Maschine herauskatapultiert worden – sein Fallschirm konnte sich in dieser geringen Höhe nicht mehr richtig öffnen. Der Pilot hinterließ seine Ehefrau und drei Kinder, das jüngste Kind, Sohn Peter, war gerade einmal ein gutes Jahr alt. Die Familie zog später zurück nach Amerika. Dort ist Higgins auch beigesetzt.

Captain Richard W. Higgins wurde nur 34 Jahre alt.

Higgins hat sein Leben geopfert, um Schlimmeres zu verhindern – denn wäre seine Maschine in ein Gebäude gestürzt, hätte es wohl viele Tote gegeben. Das erkannte damals schon der Bürgermeister, der zehn Tage nach dem Unglück im Stadtrat vorschlug, an Higgins durch einen Straßennamen zu erinnern. Es dauerte aber lange, ehe auch der Fliegerhorst an Higgins erinnerte: Seit dem Jahr 2000 gibt es ein „Captain Higgins Gebäude“. 2002 wurde auch eine Grundschule in Fürstenfeldbruck nach dem Piloten benannt. Am heutigen Freitag wird Higgins erneut posthum geehrt werden – an der sogenannten Pulverturmwiese, wo die Maschine damals zerschellt war, weiht die Stadt eine Infotafel ein. Alle Klassen der Richard-Higgins-Schule sind dazu eingeladen.

DIRK WALTER